



Ameisen im Krieg

Ameisen im Krieg

Ich habe das Messer eingesteckt, nach Ed gerufen und bin gegangen. Die alten Bahngleise entlang; Züge kommen da keine mehr. Nichts kommt mehr.

Ed läuft neben mir, vor mir, hinter mir, stürzt sich die Böschung hinunter, rast die Böschung wieder hinauf. Ed, die treue Seele, Ed, der Hund. Zeig mir eine treue Seele, die nicht in Hundegestalt daherkommt.

Ed ist tot, ich habe ihn selbst unter dem Fliederbusch im Garten vergraben. Der Hund, der mich begleitet, ist nur noch ein imaginärer. Aber ich sehe ihn, höre ihn, rieche ihn, spüre seine Wärme.

Vielleicht bin ich selbst schon imaginär.

Es regnet, überall ist Wasser, sogar auf dem Schotter des Gleisbetts haben sich Pfützen gebildet. Am See bin ich stehengeblieben, habe Steine aufgehoben und sie ins Wasser geschleudert. Die Ringe hatten keine Chance, sich auf der Wasseroberfläche auszubreiten - Regentropfen schlugen wie kleine Geschosse auf den See ein und zerstörten alles, was sonst hätte sein können.

Bei Regen höre ich immerzu ihr Lachen.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon unterwegs bin, vielleicht sind es nur ein paar Stunden (Tage? Wochen?).

Mir ist kalt. Äußerlich, innerlich, aber ich friere nicht. Und wenn, ist es mir auch egal.

Ob sie nach mir suchen? Ob sie nach mir sucht? Wenn sie mich dann finden, fangen, einsperren und ich vor Gericht landen würde, ich hätte eine Mitleidsgeschichte zu bieten. Die Mutter bei der Geburt gestorben. Der Vater gleich mit, irgendwie. Ein imaginärer Vater. Er hat mir gezeigt, wie das geht: leben und gleichzeitig tot sein.

Aber warum sollten sie (finden, fangen, mich suchen).

Ich gehe in die Knie, lege mich hin. Unbequem, so ein Gleisbett. Der Regen prasselt auf mich ein und mir kommt ein Zitat in den Sinn: *Ich lasse das Leben auf mich regnen*. Weit gefehlt. Ich frage mich, ob nicht vielleicht doch ein Zug kommen wird, auf diesen Gleisen, die seltsam frei von Unkraut sind, dafür, dass sie seit Jahren nicht genutzt werden.

Die Gleise entlanggehen, das war einer unserer Träume; Spinnereien, die man so hat. Irgendwann gehen wir zusammen bis an ihr Ende. In unserem Traum führen sie ans Meer. Das kann nicht sein, das wussten wir, weit und breit kein Meer, und tote Gleise, die führen doch nicht ans Meer.

Wir haben es nie getan, sind keine drei Schritte auf diesen Gleisen gegangen. Man muss seine Träume hegen, pflegen, bewahren. Für die Not.

Mein Kopf liegt auf einer der Holzschwellen, nass und glitschig dieses Holz, vorhin habe ich eine Schnecke zertreten - ein Versehen -, das Geräusch (mehr schmatzend als zerberstend) hallt noch immer in meinem Kopf nach und übertönt das Prasseln des Regens. Ed schnuppert an mir herum, mit einem hilflosen Gesichtsausdruck, so kennt er mich nicht; damals, als Ed noch nicht imaginär, sondern aus Fleisch und Blut war, da war ich der Anführer in unserem Rudel, aber jetzt, jetzt nicht mehr. Er leckt mir übers Gesicht, als könne er mich dadurch ins Leben zurückholen, ein Toter, der einen Lebenden zurückholt, Ed gib auf, ich träume von einem Zug, ein Zug, der kommen wird, mich zu holen; vielleicht eine dieser alten Dampfloks, mit ihrem schnaubenden Rhythmus, an dem alten Bahnübergang, den ich längst hinter mir gelassen habe, gibt der Schaffner Signal, ein kreischendes, pfeifendes Signal und dann würde sie Fahrt aufnehmen die Lok, würde schneller und immer schneller werden.



Ameisen im Krieg

Aber nichts. Nur der Regen. Regen, der sich anhört wie Ameisen im Krieg (dahinter ihr Lachen).

An einem Sommertag, einem warmen, trockenen Sommertag, saß ich mit ihr im Wald. Wir schwiegen miteinander, lauschten der Stille hinter den Bäumen. Was ist das für ein Geräusch, fragte sie und es waren Ameisen, die durch das Laub vom letzten Herbst raschelten. Ameisen, friedliche Ameisen. Jetzt sind sie in den Krieg gezogen: Dauergefechtsfeuer mit Regentropfen, die einen Namen trommeln, ihren Namen, in Großbuchstaben: E-L-E-N-A, E-L-E-N-A, E-L-E-N-A, ...

Ruhe!, schreie ich lautlos gegen den Regen an, gib endlich Ruhe!

Es wäre ein guter Zeitpunkt, zusammenzubrechen, zu weinen, die Hände zum Himmel heben, flehend oder auch: Was habe ich getan? (Habe ich etwas getan? Was hat sie getan?)

Aber nichts davon. Aufstehen und weiter, immer weiter, ich und der Hund.

Ich fange an, ein Gedicht aufzusagen, aber das einzige, das mir einfällt: *Meine Verzweiflung kommt um Mitternacht / und schaut mich an als wär ich lange tot.* Ich breche ab; zurück auf Los und dann alles anders: Wir essen das Gulasch, trinken Rotwein dazu. Ich frage nichts. Wir sind glücklich. Miteinander. Unser Metzger heißt Konrad oder: wir sind jetzt Vegetarier. Oder: ich habe keinen Freund namens Victor. Oder: Victor sieht nichts, sagt nichts. Oder: Ich sage nichts, weil: ist es wirklich so wichtig (ja).

Die Gleise sind zu Ende. Kein Meer in Sicht. Nur Wald und Wasser, das vom Himmel, von den Bäumen, von mir herunterregnet.

Aus der Traum.

Ein Eichhörnchen rettet sich eine Tanne hinauf. Ed steht unter dem Baum und bellt.

Der Rückweg kommt mir kürzer vor. Als ich aus dem Wald heraustrete, hört der Regen auf. Sonnenschein, ein Regenbogen. Ich lasse Ed im Wald, gehe die Straße entlang, unsere Straße, die Sonne bringt mir mein Lächeln zurück. Das Messer, welches Messer?

Ich lebe, Elena lebt, Ed liegt tot unter dem Fliederbusch.

Sie ist in der Küche, und das Messer, da ist es wieder, sie hat es in der Hand; Gulasch, es gibt Gulasch, nie sind die Stücke klein genug, wie oft muss ich es ihm denn noch sagen, diesem höllischen Metzger – sie lacht -, wenn er doch nur nicht der beste wäre, dieser Marcel, gutes Fleisch, beste Qualität, dann, ja dann, würde ich längst woanders einkaufen, er hat das Messer gewetzt, fühl mal, wie scharf es ist.

Ich sehe sie an und sie legt das Messer zur Seite, Wo warst du, fragt sie, Ameisen suchen, sage ich und sie lacht, Elena-Lachen, das jeden Regen übertönt. Und?, fragt sie und ich sehe nur noch das Messer, höre nicht mehr, was sie noch sagt, höre stattdessen Victors Worte: du, Jakob, ich habe Elena gesehen, ja und, frag ich, ja, nu, druckst er herum, und ich: ja was jetzt, und er: sie hat ihn geküsst, Marcel, den Schlachter, und ich sage nein und er sagt ja, aber das kann nicht sein, kann es vielleicht doch sein, jetzt frage ich sie, Elena, frage ich, Victor sagt, du hättest den Schlachter geküsst und sie lacht, aber nicht so wie sonst, ich kann den Regen hören, der Regen, der jetzt wieder gegen die Scheibe prasselt.

Es ist wirklich scharf, das Messer.

Die Gleise führen nicht ans Meer, sage ich, sie hören auf, einfach so, mitten im Wald. Die Ameisen haben einen Krieg angezettelt.

Sie sieht mich an und dann lebe ich nicht mehr (oder sie), der Regen prasselt, ich stecke das Messer ein, rufe nach Ed und gehe.



Ameisen im Krieg

** Ich lasse das Leben auf mich regnen - Rahel Varnhagen*

** Meine Verzweiflung kommt (...) - Aus dem Gedichtband "Unter dem Eisen des Mondes" in: Thomas Bernhard (1993): Gesammelte Gedichte, Frankfurt am Main, Suhrkamp (schreibt der <http://www.thomas-bernhard-blog.de>)*

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).